

**Geh aus mein Herz und suche Freud' .... Sinn und Sinnlichkeit im protestantischen Liedgut**

*GESINE PALMER*

*Die Lerche schwingt sich in die Luft  
Das Täublein fliegt aus seiner Kluft  
Und macht sich in die Wälder;  
Die hochbegabte Nachtigall  
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall  
Berg, Hügel, Tal und Felder.*

*Die Bächlein rauschen in dem Sand  
und malen sich an ihrem Rand  
mit schattenreichen Myrten;  
Die Wiesen liegen hart dabei  
Und klingen ganz vom Lustgeschrei  
Der Schaf und ihrer Hirten.*

Das Lied, dessen dritte und fünfte Strophe ich eben vorgelesen habe, hat heute seinen Sitz im Leben als Nr. 503 im Evangelischen Kirchengesangbuch. Man singt es in Gottesdiensten mit der Gemeinde, meist nur teilweise, denn 15 Strophen sind schon sehr viel.

Die uns heute geläufige Melodie von August Harder stammt aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Erst nachdem dieses Lied in die 1806-1808 gedruckte Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ von Achim von Arnim und Clemens von Brentano mit immerhin neun Strophen aufgenommen worden war, zogen die Gesangbücher nach und nahmen dieses und andere Lieder seines Dichters wieder vollständig auf. In der kürzeren Form, in der es in der romantischen

Liedersammlung als „ein Sommerlied“ steht, ist es auch in dem 1935 zuerst erschienenen und 2001 mit großem Kommentar neuaufgelegten „Hawa Naschira! Auf laßt uns singen!“ zu finden. In diesem Buch sammelten einige der in Deutschland zunehmend bedrängten Juden die Lieder, die sie ins nächste Exil oder nach Israel mitnehmen wollten.

Lange bevor es in Kurzformen und Verfremdungen der tanzenden Melodie auf CDs gebrannt wurde, hat dieses Lied also seinen natürlichen Sitz im protestantischen Gottesdienstleben schon ausflugsweise verlassen – und mancher wird denken, mit seinen prallen Worten ist es gerade dort auch ein eher unwahrscheinlicher Gast.

Daß gerade im Protestantismus die Kirchenmusik einen ungeheuren Aufschwung genommen hat, daß gerade die Lieder in deutscher Sprache so etwas wie das spezifische Merkmal des Luthertums sind, hat ja den Eindruck des „Unsinnlichen“ vom Protestantischen nicht entfernen können, vielmehr erscheint manchem die These versuchlich, daß die Sinnlichkeit geradezu abgedrängt worden sei in eine insgesamt doch eher abstrakte akustische Region.

Wie karg aber muß man sich diese wirklich vorstellen, wie schroff wirklich den Gegensatz vom Sinn strenger, textlich gebundener Lehren zu dem, was wir heute irgendwo zwischen Feuilleton und akademischem Betrieb schlecht abstrakt „Sinnlichkeit“ nennen?

Nach der romantischen Katholophilie des frühen 19. Jahrhunderts ist im 20. Jahrhundert die Idee Max Webers vom Protestantismus als innerweltlicher Askese und strohtrockener Kapitalismusmaschine unter den Gebildeten längst zu einem oft besuchten Gemeinplatz geworden. Das Evangelische wird hier ohne Unterschied zwischen Luthertum und Calvinismus als eine unsinnliche, aber trübsinnige und dabei übrigens nicht einmal immer besonders tief sinnige Haltung zur Welt vorgestellt. Das Paul-Gerhardt-Jubiläum bietet einen willkommenen Anlaß, noch einmal neu auf die Suche nach dem Zusammenhang von Sinn und Sinnlichkeit in der protestantischen Geschichte von Wort und Stimme zu gehen.

Wie wir inzwischen aus verdienstvollen Büchern, aus den Zeitungen und aus Predigten wissen, hat Gerhardt seine bescheidene Nachfolge Luthers sehr ernst genommen und sich sein Festhalten an der reinen Lehre des Reformators einiges kosten lassen. Man wiegt heute eher halb mitleidig, halb schadenfroh oder doch im Recht der eigenen Liberalität bestätigt den Kopf, wenn man liest, was den guten Mann damals in Gewissensnöte gestürzt zu haben scheint. Des toleranten großen Kurfürsten Toleranzedikt wollte er nicht unterschreiben, weil darin verboten war, den Gegner der lutherischen Konkordienformel beim Namen zu nennen. Selbst als der Kurfürst auf Drängen der Nikolaigemeinde erlauben wollte, Gerhardt auch ohne Unterschrift im Amt zu lassen, sofern er

auf Angriffe gegen die Reformierten verzichte, lehnte Gerhardt dies ab. Was für eine Sturheit bei einem Mann, der so schöne Verse dichten konnte, die uns noch heute und auch dann, wenn wir irgendeine Frömmerei nun wirklich nicht brauchen können, mitten ins Herz sprechen.

Es erweist sich als hilfreich, das große Vorbild, Martin Luther, auf diesen scheinbaren Widerspruch hin zu befragen – aber vielleicht nicht zuerst ihn selbst, sondern jemanden, der nun wirklich der einfachen Nachahmerei und sturen Verfangenheit im Luthertum ganz unverdächtig ist, den ungläubigen Juden Heinrich Heine.

Heine nahm bei aller Verehrung und allem Spott für den Reformator in diesem den Liederdichter wohl am ernstesten.

Es war ja Luther, über den einstmals, genauer 1523, Hans Sachs das geflügelte Wort »Die wittenbergisch nachtigal, die man iez höret überall« prägte, ein anderer gab ihm den Namen „Schwan von Eisleben.“ Heine ignorierte keineswegs Luthers, wie er es nennt, „göttliche Brutalität“ und „Beschränktheit seiner Ansichten“, aber er hat doch sein „Riesenherz, das wir uns nicht aneignen können,“ bewundert. Und er sieht den Sinn der Reformation bei allem Spott über Luthers angebliches Mißverständnis des Katholizismus keineswegs in einer weiteren Beschränkung, sondern durchaus auch in einer Befreiung der Sinnlichkeit.

Tatsächlich feiert Heine in der Entstehung des evangelischen Christentums zugleich die Abdankung eines „indisch-gnostischen Elements“ zugunsten der Ehebung eines „judäisch-deistischen“ Elements und die neue Berücksichtigung und Legitimierung „der notwendigsten Ansprüche der Materie“: „Der Priester wird Mensch und nimmt ein Weib und zeugt Kinder, wie Gott es verlangt. Dagegen Gott selbst wird wieder ein himmlischer Hagestolz ohne Familie.“ So nett, wie Heine es beschreibt, ist es natürlich nicht vor sich gegangen, und etwas ist wohl dran an dem geläufigeren Bild vom ständig auf Nützlichkeit und strenge Maßregel bedachten Luthertum. Noch die schönen Lieder haben bei Luther ja einen höheren Sinn: Glaubt man Luther, dann dienen die Lieder mit ihrer die Sinne affizierenden Kraft dazu, die Umkehrung von allem, was den sinnlichen Menschen vom höheren Sinn seines Lebens ablenken könnte, herbeizuführen, sie dienen dem höheren Zweck, „die Traurigen fröhlich, die Fröhlichen traurig, die Verzagten herzhaftig zu machen, die Hoffertigen der Demut zu reizen, die hitzige übermäßige Liebe zu stillen und zu dämpfen, den Hass und Neid zu mindern.“ (ML nach PB S.45)

Es dienen die Lieder, die Kirche kehrt wieder – aber vielleicht ist es gar nicht so schlecht, daß auch dieses Dienstverhältnis selbst sich gelegentlich umkehrt. Man weiß nicht so genau, wer eigentlich die frommen Dichter und Dogmatiker leitet, wenn sich unter ihren Händen plötzlich Worte bilden, die die Stimmung aller Singenden nicht einfach umkehren, sondern mit ihnen von ihnen frei sind wie sie frei sind von den allzu punktgenauen Lehren, in deren Dienst sie stehen sollen. Eine Bewegung, die der Dichtung, vom Hohelied und den Psalmen an, wohl schon immer eigen war, vielleicht sogar umso mehr, je frommer ihre Dichter waren.

Der Gesang hat einen eigenen Willen, so scheint, und dieser, der unbändige Freiheitsdrang, symbolisiert sich immer schon am liebsten in einem kleinen Vogel. In einem Liedchen aus Siebenbürgen, das vor 1516 bezeugt ist, heißt es:

*Es saß ein klein wild Vögelein auf einem grünen Ästchen.  
Es sang die ganze Winternacht, sein Stimm tät hell erklingen.*

*O sing mir noch, o sing mir noch, du kleines wildes Vögelein!  
Ich will um deine Federchen dir Gold und Seide winden.*

*Behalt dein Gold, behalt dein Seid, ich will dir nimmer singen;  
Ich bin ein klein wild Vögelein, und niemand kann mich zwingen.*

*Komm du herauf aus diesem Tal, der Reif wird dich auch drücken.  
Drückt mich der Reif, der Reif so kalt, Frau Sonn wird mich erquicken.*

Und es ist wieder Heine, der beschreibt, wie es dem kleinen Freiheitsvogel in den Zeiten des Klerikalismus erging:

*„Im Mai 1433, zur Zeit des Konzils, ging eine Gesellschaft Geistlicher in einem Gehölze bei Basel spazieren, Prälaten und Doktoren, Mönche von allen Farben, und sie disputierten über theologische Streitigkeiten und distinguierten und argumentierten oder stritten über Annaten, Exspektativen und Reservationen, oder untersuchten, ob Thomas von Aquino ein größerer Philosoph als Bonaventura, was weiß ich! Aber plötzlich, mitten in ihren dogmatischen und abstrakten Diskussionen, hielten sie inne und blieben wie angewurzelt stehen vor einem*

*blühenden Lindenbaum, worauf eine Nachtigall saß, die in den weichsten und zärtlichsten Melodien jauchzte und schluchzte. Es ward den gelehrten Herren dabei so wunderselig zumute, die warmen Frühlingstöne drangen ihnen in die scholastisch verklausulierten Herzen, ihre Gefühle erwachten aus dem dumpfen Winterschlaf, sie sahen sich an mit staunendem Entzücken; - als endlich einer von ihnen die scharfsinnige Bemerkung machte, daß solches nicht mit rechten Dingen zugehe, daß diese Nachtigall wohl ein Teufel sein könne, daß dieser Teufel sie mit seinen holdseligen Lauten von ihren christlichen Gesprächen abziehen und zu Wollust und sonstig süßen Sünden verlocken wolle, und hub an zu exorzieren, wahrscheinlich mit der damals üblichen Formel: adjuro te per eum, qui venturus est, judicare vivos et mortuos etc. etc. Bei dieser Beschwörung, sagt man, habe der Vogel geantwortet: „Ja, ich bin ein böser Geist!“ und sei lachend davongeflogen; diejenigen aber, die seinen Gesang gehört, sollen noch selbigen Tages erkrankt und bald darauf gestorben sein.“ (Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland)*

Eben diese Haltung ändert sich mit der Reformation. Wie Petra Bahr in ihrem Buch über Paul Gerhardt anschaulich macht, werden die schönen Klänge und das Singen als heilsam und wohltuend angesehen, die hochbegabte Nachtigall der Dichtung nimmt auf dem Geäst der Lehre Platz wie das Kommentarwort im Text, wie das freie Wort in der gebundenen Rede oder das muntere Lustgeschrei der Schaf<sup>7</sup> und ihrer Hirten im Reim der fünften Strophe des kirchlichen Liedes. Die Seele und das Herz werden aufgefordert, ihr zu folgen, wenn sie wieder wegfliegen sollte. Nicht sollen sie sie fangen, sondern sie sollen sich von ihr den Weg aus der düstern Enge der weltlichen Verstrickungen zeigen lassen. Nicht sollen sie sie verfluchen, um sich von ihren Wohllauten rein zu halten, sondern sie sollen sich ihr öffnen, um dann auch in die offenen Gärten zu sehen, die man manchmal nur noch sehen kann, wenn man spielt – oder den Worten erlaubt mit den eigenen Lehren zu spielen, wie dies schon in Psalm 119,92 ausgesprochen ist, den ein strenger jüdischer Gelehrter des frühen 20. Jahrhunderts wie folgt übersetzt:  
 „Wenn deine Lehre nicht mein Spielzeug wäre, dann wäre ich vergangen in meinem Elend.“

---